

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. September 1843.

Transatlantische Lebensbilder.

In dem Buche: der Legitime und die Republikaner hatte uns der transatlantische „Unbekannte“ Skizzen aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege, in seinem Virey (Vizekönig) und die Aristokraten ein Bild von Mexiko im Jahre 1812 geliefert. Jetzt erscheinen die sechs Bände Lebensbilder und was uns sonst als derselben Feder angehörig an Land- und Seebildern übergeben wurde, in zweiter Gesamtausgabe, und so mag es an der Zeit sein, dem geneigten Leser, dem sich diese Lectüre erneuern soll, die beiden letzten, wie es scheint weniger bekannt gewordenen Bücher unseres neuweltlichen Autors hier in kurzem vorzuführen. Daß ich diesen Autor noch den „Unbekannten“ nenne, soll nicht der schon früher geäußerten und in diesen Blättern kürzlich zur Gewissheit erhobenen Vermuthung widersprechen, wonach der Irländer Seatefield der Verfasser dieser Schriften. Man hatte eine Zeit lang auf einen der Brüder Follen, die aus Deutschland flüchtig wurden, hingedeutet. Der eine von beiden, Professor der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten, verunglückte bekanntlich bei der Explosion eines Dampfbootes (*). Vom andern hieß es, er sei aus Amerika zurückgekehrt, lebe zurückgezogen in der Schweiz und arbeite jene Werke aus, deren geniale Naturfrische die deutsche Lesewelt mit Recht als etwas Ungewöhnliches begrüßte. Keiner von beiden Follen aber ist, soviel man weiß, in Mexico gewesen, wenigstens nicht so einheimisch dort geworden, um mit der Treue des Eingebornen jene wunderbaren Landschaftsbilder zu liefern, wie sie uns in den Darstellungen unseres Transatlantikers mit dem ganzen brennenden Zauber erster Eindrücke und mit der ganzen Vertrautheit des langjährigen Ansiedlers überraschen. Dabei vermißt man die Hand eines Deutschen in diesen Schilderungen. Nicht bloß daß hier ein Deutsch verführt wird, das im Gewirr englischer, spanischer, französischer und Sprachberührungen zu einem seltsamen Mischmasch, von hundert augenblicklichen Nothbehelfen aussprachliche Kauderwelsch dieser Bücher geht Hand dem launenhaften Wechsel der Darstellung, die in Newyork und Boston, im Jahre 1810.

zwischen kindischer Einfalt und dem Rausche einer plötzlich entfesselten Phantasie hin und her schwankt. Wo die Schönheiten der Landschaft das Gehirn wie ein heißes Gift in fieberhafte Wallung versetzen, da erhalten wir Schilderungen, wie sie nur dem glühenden Pinsel des begeisterten Künstlers gelingen. Dicht daneben läuft das Getrödel possenhafter Kindereien, ein Geschwätz, wie es unter allen Völkern des Erdballs allein nur von Padd, dem Sohne Irlands, verführt wird. Auf welche äußere, thatächliche Bestätigung die Annahme, daß der Verfasser ein Irländer sei, sich stützen mag, ist mir unbekannt. Die Schreibart dieser Bücher mit ihrer launenhaften Willkür, die Auffassung einer fieberhaft entzündeten Phantasie, die schöne Begeisterung eines kindlich guten Herzens für Menschenglück, — das sind innere Gründe, die jener Kunde zur Stütze dienen können. Dabei wäre dann freilich noch nicht erklärt, was den Irländer Seatefield vermocht, seine eigne Muttersprache zu verläugnen und der deutschen seine besten Gefühle, die schönsten Ergüsse seiner Ueberzeugungen und seiner Begeisterung anzuvertrauen. Daß ganze Partien dieser Darstellungen nur von einer irländischen Feder herrühren, steht um der Natur dieser Schilderungen willen ziemlich fest. So jubeln und weinen kann nur ein Irländer, so kindlich dem ersten Eindrucke schallende Worte leihen, so behende gleichsam auf- und niederklettern an der Leiter menschlich naiver Empfindungen kann nur ein Sohn des grünen Smaragdlands, wie Padd selbst seine heimische Insel nennt. Im Cajütenbuche finden wir die Erzählung eines Irländers: der Fluch Kishogue's, oder der verschmähte Johannistrunk. Das Vorwort des Herausgebers sagt uns aber, diese wilde Skizze irländischen Lebens und Strebens sei aus einer fremden Feder geflossen. Und so erwächst uns die Vermuthung, der Herausgeber dieser Bücher sei zwar nur Eine Person, nicht aber die Verfasser und Mitarbeiter derselben. Und so wäre der Schleier von der Autorschaft dieser Schriften noch immer nicht ganz gehoben.

Der Werth und die Eigenthümlichkeit aller dieser transatlantischen Lebensbilder besteht in ihrer Naturtreue. Es sind weder Dichtungen, noch auch nur zu poetischen Zwecken ausgeführte Arbeiten; es sind ganz naive Copien, ganz unmittelbare Abschriften der Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit ist denn freilich so wundersam gestaltet, daß eine nackte Reisebeschreibung

uns die glänzendsten Illusionen einer Dichtung gewährt; diese Wirklichkeit ist so überwältigend, daß selbst die kühnste Erfindungskraft eines begabten Poeten vor ihr erliegen würde.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in unserer Lectüre der Seeroman die Landinteressen zu verdrängen drohte. Eine Reise in der Postkutsche dünkte unseren Altvordern ein bequemes Mittel zum Austausch der Gedanken, zur Entwicklung von Charakteren. Der englische Roman begann aber plötzlich seine Gesellschaft einzuschiffen, den Gefahren des Meeres preiszugeben und wußte in dieser Weise den Reiz von Reiseabenteuern nicht wenig zu erhöhen. In der Ruffchaale, die auf dem Oceane schwimmt, reden die Gefühle der Unendlichkeit zugleich mit der Empfindung der Enge lebendig. Die Gefahr entwickelt im Menschen sonst nicht gekannte Affecte; er wird leidenschaftlicher im Genuß, wilder und größer in seinen Entwürfen. Hat sich die Schilderung der Naturwunder erschöpft, so sieht sich im beschränkten Raume des Schiffes der Mensch näher auf den Menschen angewiesen und so erhielt der Seeroman Veranlassung zu jenen vielen Charakterschilderungen menschlicher Gesellschaft, wie sie sonst, auf anderem Grund und Boden, eben so traulich, eben so scharf und schlagend, nicht leicht möglich. Die Traulichkeit, in welche sich ganze fremde Elemente im Postwagen plötzlich versetzt fühlten, erschien auf dem Deck in einem höheren Lichte, in gesteigerten Stimmungen, da die Umgebung an Größe und an Schrecken alle Möglichkeiten einer Landreise überbot. Cooper war das Genie, das den Seeroman erfand. Aber es erging ihm wie jedem Passagier auf dem Meere. Nach der ersten großen Aufregung, wo alle seine Nerven durch den Reiz der Neuheit angespannt zu zucken scheinen, erfolgt jene Stumpfheit, jene äußerste Abgestorbenheit, deren Anblick sogar mit erschläßt. Cooper gab sich an die Technik seines Handwerks hin, versank in die systematische Langeweile seines praktischen Seebienstes. Noch mehr hab' ich den geduldigen deutschen Leser bewundern müssen, wenn er bei Capitain Marrayat wie ein gelehriger Schiffsjunge förmlich in die Schule ging und mit allen seinen gerechten Ansprüchen an Gemüthsbewegung und poetische Unterhaltung in der Takelage dieses Matrosenschriftstellers hängen blieb. Alle Achtung vor Capitain Marrayats gerühmtem gesunden Humor, alle Achtung vor dem patriotischen Drange dieses guten Marineofficiers, durch bittere Bemerkungen in der Schilderung des Details gewisse praktische Verbesserungen in seinem Handwerke an den Mann zu bringen; ich habe noch immer gefunden, daß der gewissenhafteste Copist, wenn er aller Phantasie baar und ledig ist, nicht das Geringsste zu vergegenwärtigen im Stande ist. So erschien mir bei Capitain Marrayat Alles bis auf die Matrosenwike todt, die See erstirbt, der Sturm und alle Elemente, so getreulich er über sie Buch führt, sind leblose Massen. Ganz anderes Leben wußte uns jener üppige Trelawney in seinen ostindischen Abenteuern vorzuführen. Die Kraft des Nordens und die Gluth des Südens begegneten sich in diesem fecken Sohne der Natur, und des großen Naturelementes bemächtigte sich in diesen Erzählungen mit

allem Uebermuth ein verwegener Dämon, der uns zugleich schreckt und ergötzt. Auch Eugen Sue's brillante Theatereffecte atymen Leben und Bewegung, wenn gleich die Beleuchtung seiner Meeresscenen zu stark der Oper entlehnt ist, wo man mit bengalischem Feuer selbst das Licht der Sonne bleicht.

Auch unser Transatlantiker gehört zu den Seeromantikern. Im zweiten Bande seiner Neuen Land- und Seebilder finden wir seine Reise auf dem Paketboote von Havre nach Newyork. Er ist hier nicht so neu wie weiland Cooper, nicht so genial wie Trelawney, aber auch nicht so breit docirend wie Marrayat, nicht so coquet wie Sue. Sein Gemisch von deutscher Gemüthseligkeit und irländischer Lustigkeit ist äußerst wohlthuend. Und die See macht frei und frisch. Vom Bord aus wirft er Fragen und Ausrufezeichen zu uns an's Land herüber, die uns in dem schlaffen Frieden eines saumseligen Binnenlebens oft genug beschämen.

In seinem Cajütenbuche erwarb sich unser Autor das Verdienst, einen wichtigen Beitrag zur neuesten Geschichte Mittelamerika's zu liefern. Oberst Morse ergreift im Buche das Wort, erzählt die Veranlassung seiner Ueberseidelung von seinem Geburtsorte Washington nach Mexico, seine Erlebnisse während der Revolution von Texas und giebt somit eine kurz gefasste Geschichte der Gründung dieses neuen Staates, der Entwicklung seines Aufstandes und seiner mühsam errungenen, so lange zweifelhaft gebliebenen Freiheit. Auch hier ist die Schilderung der Naturschönheiten des Landes höchst lebendig und von hinreißender Gewalt. Einige Scenen charakterisiren uns das junge Bürgerthum in den Urelementen eines frischen Staates, und während uns die Ereignisse einer riesenhaften und von Ewigkeit her verwilderten Natur in Schranken erhalten, gewinnen wir zu dem Beginn eines neuen Staatslebens, das so feck und klug seine Kindheitsperiode eröffnete, Zuversicht und Hoffnung. Dies junge Bürgerthum, das hier aus dem Rohen heraus eine neue Ordnung der Dinge erfindet, hat so viel Frische und Lebensfülle, diese Helden einer noch kurzathmigen Freiheit haben so viel Scharfblick, Entschlossenheit und Besonnenheit, soviel Bewußtsein im Zerstoren des Alten, im Gestalten des Neuen, daß manchen Leser das Gelüft anwandeln mag, dem morschen Europa, das sich vergeblich abmüht aus dem Alten das Neue herauszuretten, den Rücken zuzuwenden und an dem Bau eines solchen jugendlichen Völkerlebens, wo das Todte völlig dem Lebendigen weicht, Theil zu nehmen. Oberst Morse bildet mit seinen Familienverkettungen die Brücke, um zu verwandten Katastrophen in der Geschichte der Südamerikanischen Freiheitskämpfe überzuführen, und so erhalten wir eine Beleuchtung verschiedener Punkte aus diesen Lebensprocessen. Die Gesellschaft, in welcher diese Erzählungen vordringen, findet sich in der Wohnung eines ehemaligen Soldaten zusammen, der sein Haus bis auf Kanonen, Magazine und Geschütze zusammengebaut hat, und in demselben, wie man sagen äußerlich und innerlich einem Seeschiffe gleich, ein Zimmer die Cajüte nannte, eingerichtet war. Oberst Morse kam ganz kl

weiß also das Neueste aus der alten Welt, und so drängt sich im engen Raume beim alten Capitain die Weltgeschichte von allen Seiten zusammen und der Alte kann mit den Erzählungen seiner Freunde bei Punsch und Tabak sein Cajütenbuch anständig bereichern.

Die neueste Arbeit des Verfassers führt den Titel: Süden und Norden. Es erschienen zwei Bände davon, ohne daß damit ein Abschluß gegeben wäre. Auch hier sind wir auf Mexikanischem Boden, haben nichts als Wanderungen, Reisskizzen und Conversation einiger weniger Menschen von verschiedenen Nationalitäten, wie sich denn der Verfasser immer darin gefällt, mehrere Völkercharaktere neben einander zu contrastiren. Den Stoff des Buches macht wieder die wunderbare Natur des Landes und die Seltsamkeit der Bewohner. Von Erfindung eines Romanverhältnisses ist keine Spur; kaum giebt die Marschroute einen hinreichenden Faden, da wir zwecklos von Bildniß zu Bildniß, von einem Paradiese zum andern schreiten.

Ein solches Eden, zwischen der sengenden Hitze des Aequators und der erstarrenden Kälte der nördlichen Bergreihen in der Mitte, ist Zapotecan. Selbst die „wilden Eroberer,“ wie Cortez und seine Schaaren noch immer in Meriko heißen, haben dies Land verschont. Ihr zügelloser Fanatismus wurde matt, als sie dies Thal betraten, die milden Lüfte, der wonnige Duft der Vegetation, die sanft berausende Schönheit dieses Paradieses stimmte sie verfühlich, die zarte, kluge Einfalt der Bewohner entwaffnete sie. Selbst der finstere Mönch mäßigte hier seinen Bekehrungsseifer; er sah, daß hier die Unschuld seit Jahrhunderten schon wohnte und ihres Gottes sicher war. Zum Glück der Bewohner lag der Segen des Landes auch nicht in dem Fluche des Goldes; die Adern seiner Berge waren noch nicht geöffnet, das glückliche Völkchen wußte wenig von seinem eignen Reichtume, und begnügte sich mit den Früchten, die die Oberwelt bietet, mit der duftenden Vanille, mit der kostbaren Cochenille. So hat sich denn in diesem Erdwinkel die Indianische Cultur reiner als irgendwo in Neuspanien erhalten, und ihre Grundzüge, die Eigenthümlichkeiten ihrer alterthümlichen Sitten und Gebräuche, treten im häuslichen und religiösen Leben noch deutlich und klar hervor, indem sie zu der Art und Weise der spanischen Christen ungetrübte und interessante Gegensätze bilden. Die Weiber dieser Zapoteken heißen die Circassierinnen des Westens und sind bei weitem die schönsten unter den rothen Stämmen. Ihre Gesichtsbildung hat bei gleichem Adel nicht das Strenge und Düstre der übrigen Indianer. Eine heitere, freudige Hoheit umglänzt sie; in ihrer lieblichen Frische, in der Lebendigkeit ihrer angeborenen Grazie sind sie, wie unser Verfasser betheuert, hinreißend. Die Wangen sind leicht gebräunt, aber ein dunkleres Incarnat läuft wie Feuer darunter hin; in ihren schwarzbraunen Gazellenaugen ist ein wunderbares Gemisch von Unschuld und sehnsüchtigem Verlangen. Ihre Mantillen wissen sie mit der Grazie antiker Völker zu drapiren. Man glaubt den Nymphen des alten Thales Tempe zu begegnen, die Gestalten Hesperiens zu sehen, wenn man dort

wandelt. Ihre Wohnungen stecken in den köstlichen Bananenhainen, die Orange und Citrone blüht ihnen freiwillig zu, das ganze Land glänzt und lacht in einem ewig frischen, wonnigen Frühling. Aber seltsam! wo die Natur sich an Liebllichkeit erschöpft, ist der Mensch um so erfinderischer, seine innere Welt mit Schrecken zu füllen. Die Religion dieser Zapoteken ist ein System voller Schreckbilder. Und nachdem das katholische Christenthum sich ihnen aufgedrängt hat, sieht nun in ihren Tempeln die Taube des heiligen Geistes oder das Kreuz mit der Dornenkrone mitten unter den Caricaturen des alten Götzendienstes. Einige von den heidnischen Göttern der Vorfahren sind getauft, haben christliche Heiligennamen angenommen, aber das Volk hat sie sich dem Wesen nach nicht nehmen lassen, und so findet man denn im heutigen Tempeldienste jenes Volkes ein seltsames Gemisch von Heidenthum und römischem Christenthum. Auf manchen Tempelwänden sieht vielleicht ein alter Gott, ein Ungeheuer mit der Jungfrau Maria Arm in Arm. Man hat dies sanfte Völkchen nicht quälen, ihm nichts mit Gewalt aufnöthigen wollen. Die Bischöfe sind zwar Spanier, aber sie kommen nur selten in die entlegenen Theile ihres Sprengels und haben deshalb wenig Gelegenheit, den Afsus kennen zu lernen und die religiösen Begriffe des Volkes umzubilden. Die Priester sind Indianer mit nationaler Erziehung und Ideenverbindung; sie haben sich von dem fremden christlichen Cultus nur soviel angeeignet, als ihren Bedürfnissen entspricht.

Aber dies Paradies des Westens hat bisweilen auch in seinem Klima Schrecken. Es giebt dort für den Fremdling Nächte voll Verzweiflung. Ein gewisses Gesumse, Gewinsel, Geheul, Gerolle kündigt die Schrecken an. Dann folgt ein Sturm von Tönen und Mistönen. Als würde millionenfach die Tuba des jüngsten Gerichts geblasen, so bricht es dann aus der Gewitterwolke hervor und antwortet im Meeresgrunde wie das Stöhnen und Kechzen von hunderttausend auf dem Schlachtfelde Verstümmelten. Und dann wieder ein Geheul, Gebrüll, Geroll, Gelächter, als ob, sagt unser Verfasser, zehntausend Trommeln in den Eingeweiden der Erde Reveille schlugen, und je tiefer Ihr Euch in die Hängematte verkriecht, desto grausiger wird die mephitische Schwüle in der Luft. Steckt Ihr den Kopf hinaus, so fährt es Euch mit gespenstigen Fittichen ins Angesicht; Mund, Nase, Ohren, Augen sind giftig brennend voll und es würgt und drängt so unaufhaltsam durch Kehle und Schlund, als wollte sich das Innerste Euch zu äußerst lehren. Ihr Haut und schlägt mit Füßen und Händen herum, aber wie Ihr sie nur hebt und ballt, sind sie Euch auch voll des giftigen Breies, der sticht und ägt, brennt und beißt, als wären sie mit Brennesseln gepeitscht, mit siedendem Del übergossen. Brüllend erfaßt Ihr die Bettdecke und entspringt Eurem Lager. Aber die Pein verfolgt Euch, die Schmerzen treiben Euch in Raserei. Ihr meint, Gott der Herr schliefe sehr tief, hielte Siesta, habe seine Hand von der Welt abgewendet und sie höllischen Geistern zur Kurzweil überlassen. — So ungefähr, ausgedehnter und mit mehr Worten schildert unser Transatlantiker

das Mosquitofieber, das ihn beim Anbruch eines Gewitters zu überfallen pflegte. Auch das Gewitter selbst schildert er dann mit der brennenden Gewalt seiner lebendigen Farben. In solchen Schauern mag allerdings der sanfte Indianer im Paradiese des Westens seine Religionsgestalten und den Mythos von seinen Göttern erdichtet haben.

Feuilleton.

Stubenmädchen und Grisette. Der neueste Roman von Amalie Winter, „Memoiren einer Unvermählten,“ spielt zu Anfang in Wien, zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und des nachmaligen Kaisers Joseph. Dies giebt der Verfasserin Veranlassung zu einer Betrachtung über Begriff und Charakter des Stubenmädels, über dessen Natur und Function im Jahre 1781, wie sie sagt, nicht weniger als fünfzig Broschüren in Wien erschienen waren. „Die Stubenmädchen waren damals noch nicht mit andern weiblichen Wesen zu verwechseln, denn sie trugen noch ihre eigne Tracht, die goldgestickten Häubchen und Kleider von besonderem Schnitt. Sie waren nicht von der Art wie die Pariser Grisetten, obgleich eben so allgemein bekannt und berühmt. Die Grisette in Paris lebt nur für einen Mann auf ein Mal, der ihr zwar nicht angetraut ist, dem sie aber gewöhnlich treu bleibt und ergeben, so lange er in Paris lebt. Sie gehört dem armen Studenten mit der größten Ergebenheit an, theilt ihr kleines Verdienst mit ihm, und geht dann stolz an seiner Seite zum Sonntagsplaisir. — Das Stubenmädchen weiß nichts von Treue, nichts von Mittheilen des Ihrigen, sondern will nur empfangen. Sie will Staat machen mit dem Puge, nicht mit dem Manne. Darum muß er reich sein, und sie zieht genaue Erkundigungen über seine Vermögens- und Familienverhältnisse ein, während die Grisette sich nur um die Vornamen bekümmert, und Alfred, Leon oder Charles ihr vollkommen genügen.

Hermann Marggraff hat sich das Verdienst erworben, Deutschlands politische Gedichte von Klopstock bis zur Gegenwart zu sammeln und in einem Bande von einigen zwanzig Bogen herauszugeben. Ja, auch das alte Deutschland, auch das Zeitalter des Friedens hatte seine politischen Sänger. Ramler, Gleim und Ewald von Kleist besangen einen heldischen König, Klopstock ahnte in den Bewegungen Frankreichs ein Morgenroth, das freilich blutig aufging und dessen Farbe der Sänger des Christenthums später verwarf. Wer weiß nicht, daß der feurige Schubart, der Dichter der Fürstengruft, auf dem Hohenasperg die Wärme seiner Begeisterung abkühlen

mußte! Und die uns als zahme Fabeldichter bekannt sind, wie Pfeffel und Andere, hatten in der guten alten Zeit, wo es noch keinen Argwohn und keine Verdächtigungen gab, an Fürsten und Machthaber eine Frage frei. Haschka in Wien sang ein Lied vom besten Könige, das vor Freiheitelust fast närrisch und trunken ist. Und was der wackere Claudius, der tapfere derbe Bof von deutscher Eintracht sangen, das fand in tausend Rheinweinbechern seinen guten Widerhall. Wieland, Herder, Göthe, die Dichter der classischen Humanität nach Inhalt und Form, nach Glauben und Denken, haben keine einzelnen politischen Gedichte geliefert, und so könnte es scheinen, als wenn die goldne Zeit deutscher Literatur, die Blüthe unserer Cultur, der Ausbildung der politischen Sangesform entbehrte. Aber wir haben einen Schiller, dessen ganze Religion nur dem Vaterlande galt, und von dem ganze Dramen, wie der Tell, nichts anderes sind als politische Gedichte in großer voller Gliederung mit Haupt und Brust, mit Hand und Fuß. Und auch Göthe's Jugendbegeisterung hatte politische Farben; sein Göt, sein Egmont sind Freiheitsgesänge. — Marggraff schrieb zu seiner Sammlung eine energische Vorrede, die viel treffliche Winke giebt, wie wir das politische Gedicht in unserem Volke zu nehmen haben. Aber es fehlt ein Hinweis, wie sich Göthe und Schiller zu diesem Nationalinhalte deutscher Poesie verhalten. — In der Periode nach Schiller, in der Schlegel-Lieckchen, die sich in romantischer Ueppigkeit berauschte, erstarb das politische Lied auf deutschen Zungen. Erst mit den Befreiungskriegen hörte die krankhafte Schwelgerei dieser Verweichlichung auf; erst mit den Schlägen der Geschichte, mit dem Donner des Schicksals erwachte von neuem der Volksesang, der das Vaterland meint, und jene Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert, Stägemann, Uhland, Chamisso sangen. Mit dem Jahre 1830 erwachten neue Stimmen mit Lenau, Grün u. A. Um 1840 pflanzte mit Herwegh eine neue Schaar ihre flatternden Banner auf, sang Hoffmann seine Choralieder. Marggraff bringt auch manches Ungedruckte, das wir als ganz neu begrüßen; von Grabbe eine seltsam schaurige Skizze von Friedrich dem Rothbart, von Wienberg ein mir unbekanntes, wo das deutsche Banner die französischen Farben, deutscher Wein den Champagnertrank verdrängt. Auch von Moser finden wir Ungedrucktes. Marggraff hat seine Sammlung bis auf unsere Tage, bis auf die lyrische Polemik ausgedehnt, wo die Sänger von heute sich in schönen gewaltigen Versen darüber zanken, ob ein Dichter Partei machen müsse, einer Partei angehören dürfe oder nicht. Kaum haben deutsche Kämpen eine Lanze, so zersplittern sie sie am hohlen Baume; kaum sitzen sie im Sattel, so reiten sie zu müßigem Kurzweil den Gaul müde!